

**Zeitschrift:** Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

**Band:** 18 (1928)

**Heft:** 40

**Artikel:** Der Vogel im Käfig [Schluss]

**Autor:** Wenger, Lisa

**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-646701>

#### Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

#### Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

#### Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 14.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

# Die Sennersche in Wort und Bild

Nr. 40  
XVIII. Jahrgang  
1928

Bern,  
6. Oktober  
1928

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst, Sport, Touristik und Verkehr

Gedruckt und verlegt von Jules Werder, Buchdruckerei, Bern — Telephon Bollwerk 3379

## Okttober.

Von Edgar Chappuis.

Wohin das Auge schaut, ein golden Licht,  
Ein Harbenwunder und ein holdes Glänzen.  
Des Herbtes Blumen winden sich zu Kränzen,  
Und blühen sanft zum Himmelsangesicht.

Ueber dem Walde ziehen Nebelschwaden.  
Sie weben zarte, lichtdurchwirkte Schleier.  
Im alten Schloßpark dort, im grünen Weiher,  
Zwei munre Nixenkinder neckisch baden. —

Birnen und Äpfel prangen an den Bäumen,  
Segen des Herbtes geht über die Auen.  
Und aus dem farbenfrohen, lichten Schauen,  
Versinkt man sacht ins Denken und ins Träumen.

Noch lacht die Welt und ihre Licher funkeln.  
Doch bald wird alles sich in Wehmut tauchen.  
Im ersten Frost des Lebens Lied verhauchen, —  
Des Winters Macht schleicht sacht heran im Dunkeln.

## Der Vogel im Käfig.

Roman von Lisa Wenger.

(Copyright by Grethlein & Co., Zürich.) 40

Rahel wurde es schwer, ihrer Aufregung Herr zu werden, nachdem sie Sidneys Brief gelesen. Ihr war, als stehe sie schutzlos unter einem Gewitter, und gehen oder bleiben schien ihr beides gleich schwer und gleich unmöglich. Sie fürchtete sich vor dem Alleinsein und scheute sich, Johannes zu begegnen. Das: Du lügst, du lügst, Sidneys hörte sie beständig. Sie wußte, daß sie nicht ehrlich war, aber sie mochte es sich nicht gestehen. Hinter der Lüge fand sie Schutz gegen sich selbst. Hinter der Lüge konnte sich ihre Seele verstecken, brauchte nichts zu wollen, was allzu schwer schien, durfte sich ruhig hinter dem schönen Bewußtsein verborgen, daß sie ihre Pflicht erfülle. Nun war aber, durch Sidneys Worte geweckt, das Gewissen aufgestanden: Bist du es selbst, Rahel, die da herumgeht und lächelt und freundlich tut und zufrieden scheint, oder ist es eine Larve? Sieh dich einmal im Spiegel. Zeigt du Johannes dein wahres Gesicht? Würdest du wagen, zu lächeln wie du es tust, wüßte er, was du denkst? Würdest du es wagen, ihm zuzuschreien, daß er dir eine Qual ist? Daß du überall lieber sein möchtest, als bei ihm? Liebe Rahel, warum sagst du ihm nicht die Wahrheit? Sollte es dir einfach an Mut fehlen, liebe Rahel? Verstehst du deine Wünsche vielleicht hinter dem Wort Pflicht, weil du nicht wagst, dein Bündel zu schnüren und zu gehen? Das Gewissen sprach deutlich.

Aber Rahel kämpfte mit ihm. So ohne weiteres ließ sie sich nicht in die Flucht schlagen. Sie hatte Waffen, die seit Jahrhunderten galten. Das Gewissen mußte doch be-

greifen, daß sie bei dem Manne bleiben mußte, dem sie Treue versprochen. Nein, das Gewissen wollte das nicht begreifen, denn eben jene innere Treue, die allein Treue ist, hatte sie ja gebrochen. Gut! Aber sie hatte versprochen, ihrem Manne in guten und bösen Tagen beizustehen. Das tat sie jetzt. Sie half ihm, tat was sie konnte für ihn, und suchte ihn zu erfreuen. Sie war bei ihm geblieben, und hatte den, den sie über alles liebte, allein gehen lassen. So redete sie auf ihr Gewissen ein, aber es ließ sich nicht beirren. „Wer ein Weib ansiehet, ihrer zu begehrn, der bricht die Ehe“, hat Christus gesagt. Das gilt jetzt noch, hörte sie das Gewissen sagen. So zart war in Jesu Augen die Ehe, daß es nur ein Ansehen, ein Begehrn brauchte, um sie zu brechen. So hoch und groß dachte Jesus von der Ehe, daß sie nicht vertrug, daß eines der beiden seine Augen vom andern abwandte. Oder wollte er andeuten, daß das einzige, was eine wirkliche Ehe bilde, die innerste Gemeinschaft sei, das schöne unfehlbare Gefühl, daß man zueinander gehöre, nicht um zusammen zu wohnen und Kinder zu zeugen, aber um den gleichen Weg zu gehen, einander zu ergänzen, zu helfen, zu fördern? Wollte er sagen, daß das allein eine Ehe sei, und daß sie nicht gebrochen werden könne? Rahel wagte es nicht, weiter zu forschen, aber sie schloß die Augen und begann in sich hinein zu horchen. Sie fing an auf ihre innerste Stimme zu hören, die deutlich genug sprach, wenn sie sie nicht übertäubte mit unwahren Worten und Handlungen. Sie fing an sich zu schämen, schon

früh morgens, wenn sie Johannes guten Tag sagte und hinzufügte: Wie geht es dir? Es war ihr ja so gleichgültig, warum fragte sie also? Sie schämte sich, wenn sie heimlich Sidneys Bild betrachtete. Sie schämte sich, wenn sie ihm schrieb: „Johannes geht es gut. Er ist freundlich gegen mich.“ O pfui, pfui, Rahel, pfui. Im Grunde wünschest du ihm ja den Tod, Rahel, und du schreibst: Er ist freundlich gegen mich!

Wie sagte Sidney in einem Brief: Lebstest du etwas? Musizierst du, schreibst du, dichtest du? Nein, sie tat nichts von alledem. Sie spielte Klavier, ja, aber sie musizierte nicht, denn ihre Seele war weit weg und suchte den, den sie gerne mit ihrem Spiel erfreut hätte. Und sie schrieb nicht, weil ihre Gedanken sich nicht sammeln lassen wollten und herumschweiften und den begehrten, den ihre Seele und ihre Sinne liebten. Und sie dichtete nicht, weil sie im Grunde — wenn die Lügen schließen und das Gewissen sie nicht störte — nur daran dachte, wann sie ihm entgegenjauchen dürfe, der allein auf der weiten Welt zu ihr gehörte und mit dem allein sie eine Ehe eingehen möchte, die nicht getrennt werden könnte, weil sie eben eine Ehe war.

Rahel fand nirgends mehr Ruhe. Sie lief aus dem Hause auf die Straße und antwortete nicht, als Johannes von der Gartenterrasse herunter rief: Bist du es, Rahel, die da geht? Sie schüttelte heftig den Kopf und ging eilig auf dem schmalen Grasstreifen weiter, damit man ihre Schritte nicht höre. Dann sprang sie in ihr Schiff, das angekettet in den Binsen lag und fuhr hinaus. Leise plätscherte das Wasser, kam vom Kiel des Schifflein bewegt hinter ihr, lautlose Stille lag über dem See, und nur die Fische schnellten silbern nach Müden in die Höhe und schwammen in dunkeln bewegten Scharen unter dem klaren Wasserspiegel. Es war alles so wunderschön. Rahel seufzte und weinte, und die Sehnsucht packte sie mächtig an. Der Gedanke an Sidney wurde schmerzlich lebendig in ihr, daß sie rot wurde und ihr Herz zu klopfen begann, und sie in übermächtiger Liebe laut seinen Namen rief. Es wirbelte in ihr auf, was sonst tief auf dem Grund lag, und ein Kampf, und ein Hin und Her von Wollen und Nichtwollen erhob sich. Das Wahrste und Natürlichste in ihr focht gegen das Bequeme und Herkömmliche und gegen den Gehorsam, der ihr im Blute lag. Und immer wieder erhob sich mitten in dem Toben ihr Gewissen und gebot: Die Wahrheit, Rahel.

Lautlos lag das Schiff auf dem Wasser. Tränenbäche entstürzten Rahels Augen, denn die Entscheidung, die sie zu treffen hatte, ging beinahe über ihre Kraft. Dennoch hatte, was nicht ein Teil ihrer selbst war, schon von seiner Wucht verloren. Schon dachte sie nicht mehr mit Adeline Petitpiers Gedanken, schon verloren die Augen der Menge ihre Wirkung und es fiel von ihr ab, was lange eine Kessel für sie gewesen. Aber das, was sie in die Ehe mit Johannes getrieben, das Mitleid, das vermeintliche Bedürfnis der Hingabe, der Selbstverleugnung, des Opfers, lebte noch und wollte sich nicht lösen lassen, denn noch glaubte Rahel an die Wahrheit dieser Gefühle in ihr. Durfte sie? War es recht? War es in ihrem Falle recht? Sollte sie eigene Bahnen gehen? Hatte sie das Recht, die Wege zu missachten, die andern vorgeschrieben waren? Stand Mitleid

nicht höher als Selbstbestimmung? Waren nicht Opfer geboten? War sie schuld, daß ihr Opfer ihr zum Fluch wurde?

Sie saß da, den Kopf in die Hände gepreßt und dachte und grub und suchte nach ihrer eigenen Bahn. Erschöpft und müde griff sie endlich wieder nach den Rudern, und rasch und ohne Laut glitt das Schiff dem Ufer zu, gleich einem schönen, sichern Gedanken.

Rahel ging langsam die breite Treppe des weißen Hauses hinauf, sprach wenig den ganzen Abend und ging früh zur Ruhe. Noch war alles chaotisch aufgetürmt in ihr, und noch wußte sie nicht, wohin sie treiben würde.

Sidneys Brief stand gleich einer Feuersäule vor ihr. Sie lockend, sie ängstigend, warnend, befahlend. Wochenlang suchte sie, erwog sie, wo ihre Pflicht liege, ob auf Johannes' Weg, oder auf dem ihren.

Eines Morgens erwachte sie sehr früh. Mit einem sicheren Gefühl gedachte sie Sidneys und war plötzlich entschlossen, zu ihm zu gehen. Es war in ihr nicht der leiseste Zweifel mehr. Klar und einfach schien ihr alles, richtig, nicht mehr abzuwagen. Sie erinnerte sich, daß sie geträumt, und wußte, daß sie glücklich gewesen im Traum. Mehr nicht. Aber dennoch schien es ihr, als hätte sich ihr Schicksal traurig erfüllt. In heißer Liebe gedachte sie Sidneys. Ihre Gewissensnot schwieg. Es wurde ihr leicht ums Herz. Sie grubelte nicht mehr, vergaß zu wollen und ließ sich führen. Und eines Morgens bat sie Johannes mit ihr zu kommen, der Wald sei schon so verlockend und alles blühe. Über den Bäumen lagen grüne Schleier.

Sorgsam führte sie ihn auf den alten, längst bekannten Wegen. Seit langer Zeit zum erstenmal fühlte sie seine schmalen Finger ohne Groll, beinahe Widerwillen in den ihren. Mit einer warmen Stimme, deren Klang Johannes auffiel, redete sie von den Knospen an den Bäumen, den Frühlingsblumen und dem Jubilieren der Vögel. Ihr war, als sei sie erlöst.

Sie bogen in den Wald ein, der in unendlichem Reichtum stand, und dessen Schönheit groß und erhaben und klein und kindlich war.

„Johannes, wollen wir ruhen? Hier ist das Moos so weich und trocken und so wundervoll grün.“

Johannes fuhr mit der Hand über den Waldboden. „Stehen hier Beilchen?“ Rahel seufzte.

„Johannes, ich habe dir etwas zu sagen.“ Ihre Stimme zitterte. Er sah auf.

„Ich weiß es, Rahel. Ich weiß auch, was du mir zu sagen hast. Die Zeit ist gekommen, du willst mich verlassen.“

„Ja“, sagte Rahel. „Jetzt darf ich dich verlassen.“

„Darfst du es um meinewillen, oder um deinetwillen?“

„Um meinewillen. Ich fürchte mich nicht mehr.“ Tränen rollten ihr über die Wangen, und leise streichelte sie Johannes' Hand. Es war ihr, als sei er ihr lange, lange nicht so nahe gestanden.

Johannes hielt ihre Hand fest. „Ich habe in der langen Zeit unserer — er suchte nach dem richtigen Wort — unserer inneren Trennung viel über mich und dich nachgedacht. Jedesmal, wenn die lange Kette meiner Gedanken zu Ende war, löste sich ein Fächerchen meines Gebundenseins,

und das Band, das uns ver-einte, wurde um ein Fäddchen weniger fest. So habe ich be-greifen gelernt, daß ich dein und mein Leid nicht mit der richtigen Wage gewogen habe. Ich habe zu viel von dem meinigen, und zu wenig von dem deinigen in die Schale gelegt. Es hat mich viel gekostet, liebe Rahel, das einzusehen. Ich war nicht reif, dir zu entsagen und du warst nicht reif, das auf dich zu neh-men, was du, durch meinen Wi-derstand gezwungen, hättest auf dich nehmen müssen. Tue, was du mußt, Rahel. Ich habe alle diese Tage, fast Wochen, mit dir reden wollen, aber ich konnte nicht. Warum nicht? Ich fand nicht, was es war. Vielleicht warst du nicht bereit. Es ist möglich."

„Johannes“, rief Rahel. End-lich sagte sie: „Ich danke dir, Johannes.“

„Versprich mir, Rahel, daß du mich nicht verläßest mit deinen Gedanken und deinem Wohlmeinen. Behalte mich in deinem Kreis. Laß mich, wie früher, teilhaben an deinem Leben. Ich möchte mir das meine nicht denken ohne deine Schwesternseele. Ich hätte nie mehr von dir verlangen sollen, nie mehr annehmen. Als ich Sidnen versprach, dich frei zu geben sobald du es wünschtest, wußte ich nicht, was ich sagte. Das war meine Schuld. Bleibe nicht so lange fern von mir. Laß mich nicht allein unter fremden Menschen.“ Er schwieg. Rahel war sehr erschüttert. Sie weinte.

„Johannes“, flüsterte sie, und beugte sich demütig über seine Hand. (Ende.)



Aus dem Hause der Architektin Lux Guyer in Küsnacht. — Halle nach Westen.

(Phot. Lind, Zürich.)

einfachen Holzboden. Ein komfortables Bad, zwei Schlaf-zimmer und eine recht geräumige Terrasse befinden sich eben-falls oben. Überall erkennt man selbst bei einer flüchtigen Besichtigung eine wohlthuende Harmonie von Körper und Linie, von Farbe und Form, von Raum und Fläche. Dass eine Frau die Schöpferin dieses Hauses ist, vermehrt und durchdringt unser warmes Gefühl der Freude. Cy.

Die Bassler Zeitschrift „Das ideale Heim“ bringt in ihrer letzten Doppelnummer aus der Feder von C. S. Baer eine Würdigung der Leistungen von Lux Guyer als Archi-tektin. Der Aufsatz stellt auf zwei Beispiele ab: auf die ausgedehnte Wohnkolonie Lindenbach in Zürich und das eigene Heim der Künstlerin in Küsnacht bei Zürich.

Die Eigenart der Bauweise Lux Guyers haben die Besucher ihres Einfamilienhauses und der Musterwohnung (Hauswirtschaft) an der „Saffa“ studieren können. Sie er-sieht sich auch aus den beiden Abbildungen, die wir hier wiedergeben. Baer charakterisiert diese Eigenart als „Ge-fühl und Einsicht von der Notwendigkeit des Gehorsams gegenüber den Forderungen des Bauwesens und der Bau-stoffe“. Er röhmt der Künstlerin gerade die Eigenschaften nach, die heute als Grundanforderungen an die Architektur überhaupt gestellt werden. In der Tat erscheint Lux Guyers Bauweise als vom Zweckgedanken durchsetzt vom Grundsatz bis zum letzten Möbel. Zur Zweckmäßigkeit fügt sie die Harmonie in Form und Farbe. Jedes überflüssige Detail verschwindet, schön ist nur, was einen Zweck hat, der sich in den Gesamtzweck einfügt. Mehr als bisher bildet das Wohnhaus eine Raumseinheit, die als Rahmen gedacht ist für das Zusammenleben der Hausbewohner. Die Einzel-räume liegen, nicht durch Schwellen gehemmt, ineinander über; die Türen weiten sich zu Durchgängen, die durch Vorhänge leicht geschlossen sind. Breite Fenster lassen Licht und Luft herein. Ein harmonisches Gemeinschaftsleben ist Voraussetzung dieser zur Einheit sich rundenenden Wohnwelt. Auf dieses Erziehungsideal aufmerksam gemacht zu haben, ist an sich schon ein Verdienst des modernen Wohnungs-baues, wie ihn Lux Guyers Häuser repräsentieren.

## Nachträgliches von der „Saffa“.

### Das Einfamilienhaus Guyer.

Am Waldrand drüber, in der Nähe des Studersteins, erhebt sich das Einfamilienhaus der Zürcher Architektin Lux Guyer. Es wird fleißig besucht, und man redet viel darüber, denn viele, deren aufs beste eingerichtetes Eigenheim, vorerst nur in einer willigen Phantasie Platz gefunden hat, beginnen zu staunen und staunend zu rechnen. Für 30,000 bis 46,000 Franken ein doppelseitig isolierter Holzbau, 7 Zimmer, Küche, Puhraum, Badzimmer, Toilette, Dusche, elektrische Beleuchtung, Zentralheizung, Warmwasseranlage — allerhand, Tausendwetter! Das Haus macht von außen nicht eigentlich einen vornehmen und eleganten Eindruck. Es scheint eher weniger zu versprechen als es dann erfüllt. Denn innen erlebt man freudig die straffe Durchführung eines Grundgedankens: gut wohnen, d. h. behaglich, praktisch und bequem. Die Halle hat einen Steinplatten-boden, die Küche einen Gummibodenbelag. Die Möbel zeigen ohne Ausnahme einfache und dabei doch gediegene und oft originelle Formen und Farben. Im ersten Stock ist ein mächtiges Zimmer mit Büchergestellen an und in den Wänden, mit einem Flügel in grauer Farbe, mit einem